

EINE „NEUE“ WANDKARTE VON 1936

Von Ferdinand Seibt

Wandkarten sind für den Schulunterricht nach wie vor eine unentbehrliche Hilfe. Die Formen haben sich mitunter geändert. Der Lehrvorgang ist noch gleich geblieben: Eine ganze Schülerschar fixiert ihre Aufmerksamkeit auf zwei oder drei Quadratmeter, sieht und hört, und wird dabei von einem mehr oder minder geschickten Lehrer in ein mehr oder minder lebhaftes Lehrgespräch verwickelt. Solche Karten gehören zu meinen Schulerinnerungen. Manche haben sich so fest eingepägt, daß man das Wiedersehen spürt. Das Wiedersehen spürte ich also bei einer Probesendung des Faksimile-Verlags Bremen GmbH. Er liefert nicht über den Buchhandel, sondern nur im Direktversand. Ich hatte um eine solche Sendung gar nicht gebeten. Als ich aber ein Faltblatt aufschlug, leuchtete mir eine Karte aus meinen alten Schulerinnerungen entgegen: Der Werdegang des deutschen Volkes. Verlag Justus Perthes, Gotha 1936.

Wir schreiben jetzt das Jahr 1993 und der Fortschritt der Wissenschaft, wie bekannt, führt unablässig zu neuen Erkenntnissen. Das Kartenbild dieser einstmals von Max Georg Schmidt und Hermann Haack hergestellten Darstellung steckt aber voll von Erinnerungen. Nun, es gibt auch Wissenschaftsgeschichte als Forschungsobjekt, und ich beugte mich also mit einer gewissen Neugierde über das bekannte Blatt, Schüler vor 50 Jahren, Professor heute. Da sieht man doch manches kritischer!

Die Karte ist buchstäblich ein Nachdruck der großen Ausgabe. Ihr Maßstab von 1:1 ½ Mio. führt in der Verkleinerung aber in die Irre. Danach wäre Rom von Genua so etwa 150 km entfernt, und dieser Fehlangebe kann man entnehmen, daß das vorliegende Blatt etwa auf ein Drittel des Originals verkleinert ist, ohne daß dabei die Angabe des Maßstabs korrigiert worden wäre. Ist vielleicht auch sonst noch einiges so unkorrigiert stehengeblieben auf jener Karte über den Werdegang des Deutschen Volkes?

Es gibt in der oberen Kartenmitte eine zentrale knallrote Region. Da steht: „Germanisch-nordischer Völkerherd“. Mit einem dicken Pfeil sind dann „germanische Wellen“ von Skandinavien nach Süden eingezeichnet, die sich „2000 – 0 v. Chr.“ verbreitet hätten. Wir wissen aber, daß es im Jahr 2000 vor Christus einfach noch keine Germanen gab. Statt dessen sagt die neuere Forschung: Etwa um 2000 vor Christus sandte die sogenannte indogermanische Sprachengruppe, deren sprachliche Gemeinsamkeit und also auch Zusammengehörigkeit man aber lediglich aus den Ähnlichkeiten der meisten europäischen Sprachen untereinander erschlossen hat, ohne daß uns eine „indogermanische Sprache“ bekannt wäre, einzelne Gruppen aus ihrem Bestand aus dem eurasiatischen Steppengürtel nach Westen und nach Süden.

Warum lebten die Indogermanen da und nicht anderswo? Die sogenannte Urheimat der Indogermanen ist ein Kalkulationsergebnis. Die Indogermanen lebten jedenfalls an der Peripherie. Zur selben Zeit existierten nämlich in den bevorzugten Räumen der

Weltgeschichte, an den großen Flüssen in China, in Indien, in Mesopotamien und in Ägypten, hochentwickelte Kulturen auf der Basis von Dammbau und Massenorganisation. Die Indogermanen, so wie man sie sich also vorstellt, waren zu jener Zeit Barbaren am Rande der Zivilisation oder eigentlich sogar noch jenseits davon. Die Steppe Eurasiens bot ihnen immerhin Lebensmöglichkeiten, anders als der weiter nördlich verbreitete Urwald. Sie wanderten von da nach Süden und Westen, brachen in die alten Hochkulturen ein, wurden zurückgeschlagen oder gründeten Herrschaften, und schließlich und endlich fanden sie am ehesten Platz im Westen. Dort werden sie uns auch etwas näher faßbar. Von Germanen ist dabei noch überhaupt keine Rede. Es geht vielmehr um eine Bevölkerungsgruppe, die aufgrund ihrer Sprachen länger beieinander gelebt haben muß als andere Angehörige der indogermanischen Sprachengemeinschaft. Der gemeinsame Ordnungsbegriff wird gebildet von den sogenannten Kentum-Sprachen, die Kelten, Italikern, Illyrern und eben Germanen gemeinsam sind und sie unterscheidet von anderen Menschengruppen, die indogermanische Satem-Sprachen ausgebildet haben. Das sind unter anderem die Slawen. Das Kriterium „Kentum“ oder „Satem“ bildet jeweils die Wurzel für das heutige Wort „Hundert“ da oder dort, eine Wortwurzel, die schon eine entsprechende sprachliche und damit auch kulturelle Entwicklung voraussetzt.

Zu solchen Einsichten führt uns die Karte nicht. Sie verweist kurzerhand die Germanen zurück in eine urewige Zeit, nämlich 2000 vor Christus, und läßt sie aus einem bestimmten definierbaren Raum sich langsam verbreiten über den gesamten europäischen Raum, mit dicken roten Pfeilen. Die Pfeile sind prinzipiell nicht falsch. Aber sie sind suggestiv, und in ihrer gegenwärtigen Anordnung verfälschen sie die historischen, übrigens auch 1936 schon bekannten Einsichten in die freilich sehr komplexe, verfügte, mit Überlagerungen und Mischungen bedachte europäische Entwicklung. Kurz gesagt: unsere kleine, am reichsten gegliederte eurasiatische Halbinsel beherbergte ein stets lebendiges und bewegliches Völkergemisch, ganz anders, als der weite, nach Osten sich anschließende asiatische Raum. In diesem Gemisch spielten zweifellos Germanen eine bemerkenswerte Rolle. Aber eben nur eine neben anderen. Auf unserer Karte wird sie zur Hauptrolle, zur Dynamik der europäischen Entwicklung schlechthin. Und das ist schlicht falsch.

Tatsache ist also, daß wir für die Zeit 2000 vor Christus überhaupt kein Siedelgebiet mit irgendwelchen vorgeschichtlichen Funden kontinuierlich übereinbringen können. Also auch keines der Germanen, die auf der Karte sozusagen als die Ältesten in Europa erscheinen und damit schon mit einem bestimmten Vorrang, wobei sie das Kartenbild zwanglos auch in eine Zentralposition setzt. Viel später, 1000 Jahre später, läßt sich einiges ausmachen im nordalpinen Europa von der Herrschaft der Kelten. Die Kelten, wenig, aber doch immerhin in Umrissen von politischer Organisation, Sprache und Lebensgewohnheiten faßbar, stehen als Sammelbegriff für Ähnlichkeiten der Bodenfunde und später auch für Ähnlichkeiten und überlieferte Sprachfragmente von Bewohnern des westlichen und mittleren Europa, angefangen von den Britischen Inseln über Frankreich bis ans Mittelmeer, auch durch den Alpenraum, in Süddeutschland und bis nach Böhmen. Die Kelten erscheinen in Wanderzügen sogar noch im südlichen Europa und haben sich auch in der heutigen Türkei niedergelassen. Die Kelten, wie beispielsweise gerade im vorletzten Sommer aufgrund neuester Forschungen

in einer großen Ausstellung in Venedig vorgeführt wurde, waren sozusagen die ersten Gestalter großräumiger Herrschaften im nordalpinen Europa. Von den Kelten wissen wir durch Griechen und Römer ein wenig mehr als von den Germanen zur selben Zeit, und sie erscheinen danach als schöpferische Barbaren, schon fast mit Hochkultur. Die Kunst, Metalle zu fördern, auszuschmelzen und zu legieren, zunächst Bronze und dann Eisen, haben sie sicher nicht erfunden; sie ist vielmehr aus dem Vorderen Orient mit allen technischen Einzelheiten zu uns nach Europa gekommen. Aber die Kelten wußten sie zu nutzen und waren die ersten in unserer Geschichte, die so etwas wie eine eigene Wirtschaft aufgebaut haben. Da ging es nicht nur um Ackerbau und Jagd, nicht nur um die primitivsten Bedürfnisse und ihre Befriedigung, sondern auch um die Entwicklung spezialisierten Handwerks, um Export und Import, um stadtähnliche Bevölkerungskonzentrationen und im Sinne der Zeit gepflegte Handelsverbindungen.

Ganz ohne Zweifel spielen die Kelten auch eine erhebliche Rolle beim „Werdegang des Deutschen Volkes“. Aber unsere Karte zeigt das nicht. Wir finden zwar die Aufschrift „Kelten“ quer über Mitteleuropa, von Paris bis Prag, mit der Zeitangabe „900–200 (v. Chr.)“. Das eine ist so wenig zutreffend wie das andere. Die 900 Jahre sind eine Mutmaßung, und die 200 Jahre sind eine ganz unangemessene und unerklärliche Verkürzung. Denn mit wem hat sich wohl Cäsar herumgeschlagen, als er 59 vor Christus ins dreigeteilte Gallien aufbrach und in weniger als einem Jahrzehnt die imposanten Herrschaften mit befestigten Städten in römische Hand brachte? Die Karte hat zwar noch einige keltische Anwesenheit punktuell berücksichtigt und einen Auswandererweg ins kleinasiatische Galatien gewiesen, aber sie gibt nicht die entfernteste Vorstellung davon, daß nach Cäsar und seinen Nachfolgern romanisierte Kelten noch vor 1000 Jahren bei uns ein Eigenleben führten und alle die Wal-, Walch- und Welschen-Orte auf unmittelbare, lebendige Traditionen verweisen. Im Werdegang des deutschen Volkes spielen also die Kelten noch in historischen Zeiten mit, und selbstverständlich römische Legionäre, Händler, Verwaltungsbeamte, wie sie danach mindestes bis an den Limes zogen.

Der Limes ist eingezeichnet, von Köln bis nach Regensburg, und markiert mit der Aufschrift „450jährige Römerherrschaft“. Dabei sollen, nach der Kartenlegende, „alte Reste“ von romanischen und weiter südlich von „anderen Völkergruppen“ übrig geblieben sein. Da fehlt's doch weit bis zu jenem Humor, der die Kölner vor einigen Jahren am Vorplatz der altehrwürdigen romanischen Martinskirche ein Denkmal aufstellen ließ mit der Inschrift, bis hierher habe in römischen Zeiten einst der Rheinhafen gereicht. Und: „Hier trafen sich die römischen Legionäre mit blonden Ubier-Mädchen, Urahnen der Familie Schmitz.“ Aber freilich, wenn es so ernst um den Werdegang des deutschen Volkes geht, darf man nicht lachen.

Lachen sollte man aber, wenn man bemerkt, daß unsere schlichte Unwissenheit und die Unmöglichkeit, wissenschaftlich Haltbares auszusagen, in dieser Karte immer flott in den Superlativ zu Gunsten unserer angeblich vorherrschend germanischen Ahnen umgemünzt wird. Wie im Westen, so auch im Osten: Wir sehen und hören nämlich immer nur Germanen, von denen, wie gesagt, 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, vor 4000 Jahren also, nach dem Stand unserer Forschung überhaupt nichts anderes zu sagen wäre, als daß etwa vor 2000 Jahren, mit jener Zahl, die in der Karte auftaucht, in der jüngeren Steinzeit, eine indogermanische Gruppe aus Zentralasien

gegen Westen vorstieß. Dabei bleibt unbekannt, wann sie diese und jene Räume erreichte, unbekannt, wann sie sich durch die Entfernung in die keltische, germanische, italische und slawische Sprach- und dann wohl auch Kulturgruppe differenzierte, und dann eben auch unbekannt, welche Vorbevölkerung sie jeweils antraf, auf- oder überschichtete.

Unsere Karte weiß es. Sie zeigt eine Reihe von Wanderbewegungen in Wellen und Einzelzügen von Südkandinavien durch das nördliche Deutschland nach Osten und Süden. Wir wissen heute, daß nicht nur Bevölkerungswachstum, sondern auch Klimaverschlechterung um die Zeitenwende solche Wanderungen auslöste. Die Karte zeigt germanische Abwanderung aus dem Weichsel- und Odergebiet und slawische Einwanderung etwa vom mittleren Dnjepr. Dabei sind die Slawen freilich nicht gerade gut weggekommen. Sie fingieren als „Urslawen bis 400 n. Chr.“. Und während man den Germanen eine Formierung „seit 2000 v. Chr.“ einräumt, unberechtigt, wie gesagt, weil zu dieser Zeit erst mutmaßlich der gesamte spätere europäische Zweig der Indogermanen von der gemeinsamen zentralasiatischen Heimat aufbrach, wird den „Urslawen“ eine solche Ursprungsangabe verweigert. Es heißt: „bis 400 n. Chr.“, und niemand kann wissen, seit wann. Die ursprüngliche Gemeinsamkeit zwischen diesen und jenen Indoeuropäern, wie sie die Sprachforschung eindeutig und unwiderleglich beweist, wenn auch alle anderen Zeugnisse fehlen, wird hier ignoriert.

„Die Urslawen“ wanderten westwärts und südwärts. Hier mindestens müßte man angeben, daß sie auch nordwärts und nach Nordosten gewandert sind, denn woher kämen andernfalls die Russen? Immerhin wanderten die Slawen auf ihre Weise auch, nur auf unserer Karte nach weit dürrtigeren Pfeilen als die Germanen. Daß sie zu ihrer Zeit, nämlich im 6. und 7. Jahrhundert nach Chr., die Elbe erreichten und überschritten, daß sie das ganze östliche Mitteleuropa erfüllten und auf dem Balkan Byzanz in Schrecken versetzten, das läßt sich diesen dürrtigen Pfeilen nicht entnehmen. Allerdings sagt das die grüne Farbe aus, bei näherem Zusehen, die sich gelegentlich mischt mit dem germanischen Rot. Und Grünes, immerhin, läßt sich finden auf einer Linie von Danzig bis Triest, mit Einbuchtungen und Mischzonen. Jetzt müßte man streiten. Jetzt müßte man fragen, wie denn die grüne Farbe der Slawen immerhin bis auf Rügen kommt, nach Rethra (dem bekannten frühslawischen Kultort), und was es auf sich hat mit einem „sorabischen Limes“, mit dem Karl der Große seine Ostgrenze gegen die Slawen geschützt haben soll.

Dieser „Limes“, das heißt Grenzbefestigung nach dem Vorbild jenes römischen Limes, der von Köln bis Wien im 2. Jahrhundert entstand, ist zum Teil allerdings nur eine Erfindung unserer Karte. Belegt ist ein Limes Sorabicus zwar viermal in den Fuldaer Annalen, nämlich zu 849, 858, 873 und 880, und damit existierte er sicherlich wirklich. Aber nicht von Lübeck bis Triest, wie ihn unsere Karte angibt, sondern an der sächsischen Saale. Also nicht anderthalb tausend Kilometer lang, wie unsere Karte suggeriert, sondern nur etwa ein Zehntel soviel. Immerhin ist dieser Limes ein deutliches Zeichen dafür, wo die wirkliche Slawengrenze in jener Zeit verlief, und man hat Anhaltspunkte, daß jenes wirklich befestigte Mittelstück an der Saale wohl seine Funktionen im 9. Jahrhundert noch ausübte. Wo hier und anderswo die Slawengrenze lag, weist auch eine Kette von 9 Grenz- und Handelsplätzen aus, die man 805 in einem karolingischen Reichsgesetz findet, einem sogenannten Kapitulare. Diese

Kette reicht von Bardowick bis Lorch an der Enns, folgt also offensichtlich einem Grenzverlauf, der auch im bayerischen Raum über Nabburg, Burglengenfeld und Regensburg zog, aber offenbar nicht mit einer Befestigung.

Alles in allem: Soweit ungefähr, von noch weiteren einzelnen Vorstößen nach Westen, ins Wendland bei Hannover oder zu den „Reichswenden“ in Franken nach Ernst Schwarz einmal abgesehen, reichte offenbar der slawische Siedlungsraum gegen Westen nach den Erkenntnissen der Grenzgrafen Karls des Großen. Den Erkenntnissen unserer Karte entspricht das aber leider nicht. Den imaginären und als Bauwerk recht anspruchsvollen „Limes Sorabicus“ hat sie zwar von der Ostsee bis zur Adria eingetragen, aber nur im äußersten Süden, zwischen Görz und Triest, auch als slawische Westgrenze markiert. Alles andere verläuft mitten durch germanisches Gebiet, wer weiß, warum und wie.

Auch in Polen wird nicht sehr viel Federlesens gemacht mit den Slawen. Bei Thorn kommen sie bis an die Weichsel, bei Oderberg stoßen sie einmal noch weiter gegen Westen vor, aber in jedem Fall sind diese Siedelgebiete schon rot gestreift, das heißt, germanisch durchsetzt. Daß in Schlesien einst Slawen gewesen sein könnten, verrät nur ein einziger lokaler Hinweis auf „alte Reste“. Keine Rede davon, daß man dort bis ins Spätmittelalter slawisch sprach.

Etwas besser ist slawische Siedlung in Böhmen und Mähren ausgewiesen. Während der Schüler an dieser Karte nicht recht erfährt, woher die Polen kommen, erkennt er immerhin eine geschlossene slawische Siedlungszunge im Bereich der heutigen tschechischen Republik, in Böhmen am weitesten nach Westen bis in den Elbebogen geführt, etwa der Sprachgrenze von 1945 folgend. Freilich gibt es dabei im Elbeverlauf einen großzügigen, nicht näher definierten germanischen Vorstoß um das Jahr 0. Hier ließe sich einiges zu Gunsten der Germanen ergänzen: das Reich Marbods in Böhmen z. B. und das Quadenreich in Mähren aus römischen Berichten.

Eine neue Siedlungsbewegung nach Osten wird dann markiert für die Zeit vom 12. bis ins 13. Jahrhundert. Es wäre recht, noch ein Jahrhundert zuzulegen, aber das fehlt. Dieser Vorstoß freilich entwickelt sich nach der Karte aus jenem „Limes Sorabicus“, er reicht nicht dahinter. Also zeigt unsere Karte nicht, daß ein erheblicher Teil der deutschen Kolonisation des Hochmittelalters seine Quellen aus Flandern bezog, aus Westfalen, aus Franken und Bayern, und nicht nur aus dem Raum östlich der Elbe, in dem seit dem 12. Jahrhundert aus Sorben und Liutitzen, aus Hevellern und Abodriten ein neuer, in der Zukunft höchst schöpferischer Zweig des deutschen Volkes in seinem Werdegang entstanden war. Nun kamen also, wie gesagt aber nicht gezeigt, wieder Deutsche von Westen dazu. Wenn man im übrigen den suggestiven Pfeilgrößen folgt, war die deutsche Kolonisation in dieser Zeit ein Riesenbevölkerungstransfer. Von Ostpreußen bis nach Siebenbürgen, wo jeweils „andere Völkergruppen“ der Farbe nach lebten, reichen diese Pfeile. Einer zielt gar nach Wolhynien, obwohl der zeitliche Hinweis auf den Anfang des 19. Jahrhunderts den flotten Vorstoß aus dem Hochmittelalter dann wieder korrigiert.

Genug vom deutschen Volk! Es geht auf der selben Karte, in einem durchaus verwirrenden Versuch, auch um eine „Übersicht der europäischen Rassen“. Die Legende erklärt, es handle sich hier um „westisch, ostisch, dinarisch, ostbaltisch nach Günther“. Kurioserweise fehlt in dieser Aufzählung die nordische Rasse, mit der es

Heinrich Günther bekanntlich nicht zum mindesten hielt. Sie ist freilich im Kartenbild, dann aber auch in breiten Balken, im südkandinavischen Raum verzeichnet, als „germanisch-nordischer Völkerherd“. Die Karte führt auch noch, weil die Einteilung Günthers nicht überall akzeptiert sei, wie in einer Erklärung auf der Rückseite vermerkt worden ist, die „Rassentrennung von Eickstedts“ an. Sie unterscheidet sich von der Günthers nicht, außer, daß westisch da mediterran heißt, ostisch alpin, dinarisch dinarisch und ostbaltisch osteuropid. Kurz gesagt: eine archäologische Bestätigung für einen solchen Befund gibt es nicht. Einzelfunde und Gräberfelder ermöglichen zwar immer wieder einmal an Ort und Stelle Schädelvermessungen und Aussagen über Körperformen, wie sie den Erkenntnissen der anthropologischen Forschung von lokalisierbaren gemeinsamen Spielarten im Erscheinungsbild des Menschen zugrunde liegen, aber dabei fehlen zumeist Erkenntnisse über Haarform und -farbe, über Augenfarbe und Haut, die nicht weniger zu den wichtigen physiologischen Rassenmerkmalen zählen. Zwar nimmt man an, nach Einsichten des deutschen Anthropologen E. von Eickstedt, daß die großen Unterschiede in der Entwicklung des menschlichen Äußeren nach Hautfarbe und Haar durch jahrtausendelange Selektionsprozesse in unterschiedlichen Klimaten erfolgten, nicht also aus unterschiedlichem Ursprung, und daß in ähnlicher Weise auch feinere Unterscheidungen etwa unter den Weißen zu treffen wären. Aber bei wachsendem Fundbestand der Archäologie wachsen auch die Fragezeichen nach der Möglichkeit, bestimmte Merkmale der äußeren Erscheinung, wie den bekannten schmalköpfigen „nordischen“ Typ, von den Rundköpfen „südlicher und östlicher“ Herkunft „politisch“ zu trennen.

Unsere Karte, die germanisch-nordische Ausbreitungswellen von „2000–0 vor Christus“ von Norden bis über die Donau führt, könnte uns sicher nicht den bekannten Cäsarenkopf in den Vatikanischen Museen erklären, in rötlichem Marmor und lebensgroß, der wie ein Urbild des „nordischen Typus“ im Sinne Günthers erscheint. Aber die große Zahl bekanntermaßen realistischer römischer Porträtbüsten, die vorher und nachher entstanden, zeigen, meist aus der selben Gesellschaftsgruppe und vom selben Ort, ganz unterschiedliche Erscheinungsbilder. Eigentlich sollten sie allesamt „westisch“ sein, nach den Kartenaufschriften. Der Alpenraum ist nach Günther dann „ostisch“, die Balkanhalbinsel „dinarisch“, und das östliche Mitteleuropa nördlich davon, nach einer Aufschrift zwischen Kiew und Smolensk, wäre „ostbaltisch“. Das alles, wie die Karte erklärt, als eine rassische Kennzeichnung zwischen dem Jahr 2000 v. Chr. und dem Jahre 0. Hier zeigt sich die ganze Unsicherheit der Rassenlehre. Denn wir haben gar keine Anhaltspunkte, wie die Menschen vor 4000 Jahren da ausgesehen haben mögen. Und „um 500“, als die „Urslawen“ nach der Karte westwärts zogen, pflegten sie eine ausschließliche, für sie typische Brandbestattung ihrer Toten, mit Urnen vom sogenannten „Prager Typus“. Von den Urnen ist einiges erhalten, von den Schädeln natürlich nichts. Erhalten ist wieder einiges aus dem 10. Jahrhundert, als die Slawen im westlichen Mitteleuropa christlich geworden waren und ihre Toten begruben. So haben wir beispielsweise die sterblichen Überreste des Böhmenherzogs Wenzel. Sie wurde 1929 untersucht. Es handelte sich um einen großen langschädelligen Typus. Der heilige Wenzel war also nordisch.

Man darf fragen, was der ganze Aufwand soll, wenn er weder nach den zeitlichen Angaben noch nach irgendwelchen Befunden haltbar erscheint. Natürlich wäre es

viel besser gewesen, man hätte im Jahre 1936 eine solche Frage gestellt. Damals waren die Nürnberger Gesetze gerade erlassen, die unter anderem auch eine „jüdische Abstammung“ konstatierten, die freilich vom Standpunkt der Rassenlehre oft gar nicht zu bestätigen war. Die Anekdoten von blonden und blauäugigen Juden, die gelegentlich für „Urgermanen“ gehalten wurden, erzählte man sich gern, vielleicht als ein schwaches Zeichen von Widerstand gegen die ersten Maßnahme der sogenannten Rassenpolitik, die auch in den „Werdegang des deutschen Volkes“ eingreifen sollten. Muß man tatsächlich die Anfänge eines entsetzlichen Geschehens, auf dieser Karte als historisch unhaltbar manifestiert, per Faksimile noch einmal unter die Leute bringen?

Auf dieser Karte wird aber noch ein zweiter Unsinn kolportiert. Auf der Rückseite, also als Ergänzung zum gegenwärtigen Druck, steht zu lesen: „Es stellt sich weiterhin die Frage nach der anthropologischen Bestimmtheit des Begriffs des Slawentums. Unstrittig ist, daß ab 863 eine sprachliche Slawisierung im Zusammenhang mit der christlichen Mission durch die „Slawenapostel Kyrillos und Methodios“ stattgefunden hat“. Das Slawische ist eine auf dem Glagolitischen beruhende Kirchensprache. Es heißt dazu: Seit den „30iger Jahren hat sich hierzu eine weiterführende Literatur entwickelt (wie Steller: Forschungen zur Slawenfrage, F. Wolff: Ostgermanien. Waren die Ostvölker Slawen?), auf die wir verweisen“.

Da ist wieder eine Anzahl von ungereimten Aussagen zusammengekommen, und weil sie auf dieser Karte nicht zum ersten Mal begegnen, muß man sich mit ihnen befassen. Es wird hier mit anderen Worten behauptet, daß die Slawen in ihrer Gesamtheit, sogar „unstrittig“, zu einem Teil doch eigentlich Germanen gewesen seien, denen Kyrrill und Method mit Hilfe der slawischen Bibel erst das Slawische beigebracht hätten. Das glagolitische Alphabet ist tatsächlich kurz vor 860 vom griechischen Mönch Konstantin-Kyrrill aus griechischen, lateinischen und orientalischen Buchstaben entwickelt worden, um damit den slawischen Lautbestand zu erfassen. Das war vonnöten, denn die Ostkirche missionierte, lehrte und las die Messe in der Volkssprache. In Griechenland griechisch und bei den Slawen nun eben slawisch. Dadurch wurde die missionierende Kirche auch gleichzeitig zu einer Kraft, die die bisher nur mündlich verbreitete Sprache ins Schriftliche übertrug, sie vereinheitlichte, festlegte, die sprachliche Phantasie der Menschen in völlig neue Bahnen wies. Ivan Illich vergleicht den Übergang von der Sprechkultur zur Schriftkultur mit einem geistigen Umbruch, der wohl ähnlich in unserer Zeit durch die Einführung des Computers erfolgen werde. Mit der neuen Gewohnheit des Lesens anstelle des freien Sprechens veränderte sich zugleich Gedächtnis und Denken.

Ganz ohne Zweifel wirkte das heute sogenannte Altkirchenslawische in diesem Sinn. Allerdings nicht auf die gesamte Bevölkerung, sondern auf ein paar Dutzend Mönche, die zunächst in Mähren den beiden sogenannten „Slawenaposteln“ bei der Kirchenorganisation halfen. Nach Methods Tod 885 aus Mähren vertrieben, missionierten sie in Kroatien, in Bulgarien und in Makedonien. Hundert Jahre später ging eine Variante dieser Schrift, die kyrillische, nach Rußland und erreichte dort weltgeschichtliche Bedeutung.

So konnten die Slawen also ihre Sprache schreiben. In Böhmen und Mähren hielt sich dieses Alphabet wohl nur bis ins 11. Jahrhundert. Es wurde von der lateinischen

Schrift verdrängt, und im kirchlichen Gebrauch setzte sich das Lateinische durch. Ähnlich, freilich erst viel später, auch in Kroatien. Daß sich über das Altkirchenslawische sprachliche Formen des Slawischen festsetzten, daß sie Sprache normierten, ist unbestreitbar und seit 100 Jahren schon ein Thema der Philologen. Daß auf diese Weise, durch wenige Mönche, die niemals in Polen, durch einige Jahre in Böhmen und Mähren, und nur in Kroatien für längere Zeit wirkten, auch nur die Sprache, hier flüchtig, da deutlicher beeinflusst wurde, kann man glauben. Daß aber die Bewohner erst auf diese Weise zur slawischen Sprache geführt wurden, ist ganz unglaubhaft. Bekanntlich liefen die Missionen jener Zeit sehr oberflächlich ab. Noch Karl der Große wäre zufrieden gewesen, wenn seine Franken das Vaterunser hätten sprechen können. Aus diesem Grund befaßt sich auch kein Wissenschaftler mit den absurden Thesen von Steller „aus den 30er Jahren“. Ist das nun wieder ein Anlaß, sich über die Karte zu ärgern?